

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 13 (1929)
Heft: 3-4

Artikel: Lessing, die deutsche Sprache und die Schweiz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich
5 Franken, mit Beilage 7 Franken.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht
(Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch-
schweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Glück & Cie., Bern.

An unsere Mitglieder.

Herzlichen Dank den Mitgliedern, die ihren Jahres-
beitrag bezahlt, und noch besonders denen, die einen klei-
nern oder größeren Bogen beigelegt haben. Die Säu-
migen bitten wir dringend, den Beitrag bald zu schicken
(Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins,
Postcheckrechnung VIII. 390, Küsnacht, Zürich). Von der
Verwendung unseres Werbeblattes haben wir noch wenig
gespürt; wir müssen bitten, uns auch in der Werbetätig-
keit zu unterstützen.

Widrige Umstände haben die Herausgabe der Rund-
schau 1928 verzögert; sie wird im Mai erscheinen.

Der Ausschuss.

Lessing, die deutsche Sprache und die Schweiz.

Zum zweihundertsten Geburtstag Lessings (geb. am
22. Jänner 1729) wollen wir uns einer Stelle erinnern,
die ein Stück deutscher Sprachgeschichte und immer noch
lebendigen Sprachgeschehens beleuchtet, an dem die deut-
sche Schweiz ziemlich stark beteiligt ist.

Wieland, der seit 1752 in der Schweiz weilte, hatte
1758 einen „Plan einer Akademie zur Bildung des Ver-
standes und Herzens junger Leute“ herausgegeben. Im
9. bis 13. Literaturbrief (1759) macht Lessing einige „An-
merkungen“ über den Inhalt dieser Schrift und fährt
dann im 14. Briefe fort: „Und die Sprache des Herrn
Wieland? — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz.
Nicht bloß das Genie derselben und den ihr eigentüm-
lichen Schwung; er muß sogar eine beträchtliche Anzahl
von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt
er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern....
Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Ele-
ganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität —
und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste
mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen
Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist. Linge, sagt
Herr Wieland sogar.... Wenn uns Herr Wieland statt
jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus dem
schweizerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank
verdient haben. Allein es scheint nicht, daß er sich in
diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das ein-
zige Wort entsprechen habe ich ein- oder zweimal mit
Bergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer,
sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten

entsprechen (respondent). Dieses entsprechen ist jetzt den
Schweizern eigen und nichts weniger als ein neue-
machtes Wort. Denn Frisch führt bereits eine Stelle aus
Kaisersbergers Postille an, wo es heißt: „Die Getät und
der Nam sollen einander entsprechen.“ Man muß den
neuen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit
widerfahren lassen, daß sie jetzt weit mehr Sorgfalt auf
die Sprache wenden als ehemals. Gefner und Zimmer-
mann unter andern schreiben ungemein schön und richtig.“

Bei vielen von Wielands Fremdwörtern ist einge-
troffen, was Spitteler an den überflüssigen Fremdwör-
tern beobachtet hat: sie veralten schnell und machen dann
den Eindruck der Wunderlichkeit. Disciplin, Eleganz,
Korruption sind freilich immer noch gebräuchlich (Diszi-
plin auch immer noch in zwei verschiedenen, einander aber
ähnlichen Bedeutungen, was bei einfachen Leuten Ver-
wirrung schafft: für Mannszucht und für Lehrfach). Aber
trotz dem reichen Erziehungsschrifttum unserer Zeit wird
niemand mehr von Education reden, auch nicht von Mo-
deration, Aemulation oder Dexterität. Würde Wieland
heute noch schreiben, daß es der Plan einer Akademie zur
Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute er-
fordere, „nach einer gewissen Vollkommenheit zu vi-
sieren“? Von „Regularität des Gemüts“ und „Politesse
der Sitten“ würde er wohl auch nicht mehr reden, so wenig
wie von der Application der Mittel, der Rusticität, dem
Discernement, den Prolusionen, von servilischen Strafen
und scientificischen Abhandlungen. Die Zöglinge wären
keine Subjecte und keine Discipel mehr und auch nicht
„responsables“ für die Uebertretung der Gesetze. Linge
sagt man heute freilich noch, besonders im Gastwirtschafts-
gewerbe, aber in der Hausordnung einer solchen Schule
wäre doch wohl von der Wäsche der Zöglinge die Rede.
Daß Wieland im Kreise der Zürcher (er war ja jahrelang
der Gast Bodmers) in diesen Stil hineinkam, begreift
man, wenn man in der „Chronik der Gesellschaft der
Mahler“ z. B. liest, Addison sei „geschickt, sich dem goust
der meisten zu accomodiren“ und es sei wohl auch ge-
schehen, „daß er die plaisirs der Imagination für der dis-
cernements seine erhebet“, welchen Fehler man „releviren
müsse, um das Gegenteil seiner Meinungen zu persua-
diren“.

Lessing ist einer der eifrigsten Sprachreiner gewesen.
In diesem einen Punkte unterstützte er den damaligen
deutschen Sprachdiktator, den Leipziger Professor Gott-
sched, in seinem Kampfe gegen die Schweizer. Andererseits
wollte gerade Lessing, im Gegensatz zu Gottsched, allen
deutschen Mundarten das Recht gewahrt wissen, zum all-

gemeinen deutschen Wortschatz Beiträge zu liefern. Wir sind ganz überrascht, als Beispiel das Wort „entsprechen“ zu finden, das also damals noch als schweizerisches Mundartwort empfunden worden sein muß, heute aber unzweifelhaft der deutschen Schriftsprache angehört. In der Bedeutung „antworten“ war es seit mittelhochdeutscher Zeit allgemein gebräuchlich, auch in der Schweiz; so bei Boner (um 1330): die Krähe schrie, „daß ihr der Wald entsprach“. Dagegen läßt sich die heutige Bedeutung „gemäß sein“ (die alte ist unterdessen verloren gegangen) in der Tat zuerst bei dem Schaffhauser Geiler von Kaisersberg nachweisen, dessen Postille 1521 erschien; als Straßburger Kanzelredner stand er ja immer noch auf alemannischem Boden. In schweizerischen Predigtsammlungen von 1700 und 1731 ist es, wie aus noch unveröffentlichten Sammlungen unseres Idiotikons hervorgeht, ebenfalls nachzuweisen, und der Basler Aufklärer Johann Jakob Spreng sagt in seinem zwischen 1759 und 1768 erschienenen Idiotikon Nauracum zu diesem Wort: „Die Sachsen (d. h. Gottsched) wollen uns dieses Wort nicht gelten lassen, wissen aber kein anderes ebenso schickliches und ausdrückliches dagegen anzugeben“. Im ehrwürdigen Landhaus „zum obern Schönberg“, dem geistigen Mittelpunkt „Limmatathens“ — damals hat sich ja Zürich diesen stolzen Namen erworben — muß Wieland das Wort kennen gelernt haben; in der Zueignung seiner Uebersetzung der Episteln des Horaz hat er es zum erstenmal literarisch angewandt, dort und im Plan der Academie ist es Lessing angenehm aufgefallen. Nachdem er es in seinen Literaturbriefen so warm empfohlen, kam es rasch in Aufnahme, und in Heynag's „Handbuch zur Verfertigung von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens“ (1773) wird es geradezu als ein Modewort verpönt, aber in seinem „Antibarbarus“, einem „alphabetischen Verzeichnis von Wörtern, deren man sich in der reinen deutschen Schreibart entweder überhaupt oder doch in gewissen Bedeutungen enthalten muß, nebst Bemerkung einiger, welche mit Unrecht getadelt werden“ (1796/7) ist es empfohlen als Verdeutschung des sonst üblichen „repondieren“ (von frz. répondre). — Bei einem Zürcher Haarschneider sah ich jüngst ein langes Verzeichnis von Zahnpasten angeschlagen und darunter die Bemerkung, die „korrespondierenden“ Zahnpaste seien dort ebenfalls erhältlich! — Wie mit diesem Wort ist es mit vielen andern gegangen, nicht nur mit solchen, wo der schweizerische Ursprung sich örtlich erklären läßt wie bei Gletscher und Föhn; auch Wörter wie Heimweh und anheimeln, anstellig, Machenschaften u. a. stammen aus unserer Mundart, obschon sie gar nicht mehr mundartlich klingen. Das neueste Beispiel ist wohl „Putsch“, das aus Gottfried Kellers Werken in die deutsche Schriftsprache übergegangen sein dürfte, als Deutschland Anlaß hatte, es zu brauchen. Daß an dieses schweizerische Mundartwort dann griechische Endungen geklebt wurden und Gebilde entstanden wie Putschismus und Putschist, daran ist Keller nicht schuld. Auf den Beitrag „entsprechen“ dürfen wir schon ein klein wenig stolz sein; denn er gehört doch einem feineren Geistesleben an als z. B. die vielen Sportausdrücke aus dem Englischen. Allgemein aber ist an diesem Falle wichtig, daß Lessing hier unsern Bodmer unterstützt hat gegen Gottsched, der nichts als gut deutlich gelten lassen wollte, was nicht gut sächsisch war, und Lessings und Bodmers Grundsatz gilt noch heute.

Wenn wir also überflüssige Fremdwörter vermeiden, die Schriftsprache dagegen mit guten Mundartwörtern bereichern, so handeln wir im Sinne Lessings. Natürlich

bedeutet nicht jedes Mundartwort, das wir aus Bequemlichkeit oder aus Unkenntnis des schriftdeutschen Sprachgebrauches verwenden, eine Bereicherung der Schriftsprache. Man wird dieses Geschäft der Bereicherung vor allem den Sprachkünstlern überlassen müssen und dem wirklichen Bedürfnis. — Es handelt sich einzig um den Grundsatz.

Mutter Helvetia im Spital.

Neben dem Bahnhof Bern steht ein ehrwürdiges altes Gebäude, ein Burgerispital; die Berner nennen es Spittel. Offenbar wird die Frage einer Verlegung der Anstalt geprüft. Im „Bund“ erklärte nun Herr Prof. Ryh (Botaniker), die Platzfrage wolle er den Berufenen überlassen, er wolle nur darauf hinweisen, daß jenes Gebäude in Bern den Artikel der und nicht das führe, und daß jeder Berner, der etwas auf den Eigenheiten (vielleicht ein Druckfehler statt: auf die Eigenheiten) seiner Vaterstadt halte, der Burgerispital sage und wünschen müsse, das Burgerispital möge sprachlich verschwinden. — Da es sich um ein Wahrzeichen Berns und damit sozusagen um einen Eigennamen handelt, ist es denkbar, daß das stadtbernerische Heimatgefühl nach dem männlichen Geschlecht des Wortes verlangt, auch in schriftdeutscher Rede, und sich nicht begnügen kann, auf berndeutsch der Spittel zu sagen. In diesem Falle könnte man den Bernern die Freude an dieser Ausnahme lassen; es wäre dann nur Sache der bernischen Volksschule, die Ausnahme als solche zu kennzeichnen, so daß die Schüler es verstehen, warum es in der Zeitung immer heißt, der Verunglückte sei in das Spital verbracht worden.

Zwischen Schriftsprache und Mundart läßt sich nicht immer eine scharfe Grenze ziehen; über das richtige Maß mundartlicher Färbung der Schriftsprache (in der ja trotz allem auch die „Thurgauer Zeitung“ erscheint) kann man manchmal in guten Treuen verschiedener Ansicht sein, und über einzelne Fälle sollte man in aller Ruhe und Mäßigkeit miteinander reden können. Aber auf dieses unglückselige „das“ vor Spital stürzt sich nun der Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung“ mit seiner ganzen, offenbar von keiner sprachlichen Sachkenntnis getriebenen Grobheit. Es sei ein „alter Zopf“ (wenn es ihm paßt, sind ihm alte Zöpfe wie Perron und Expropriation althelvetische Heiligtümer!), ein Unfug, es widerspreche dem gesunden Menschenverstand — selbstgefällig setzt er hinzu, seine Zeitung sei fast die einzige, die „der Spital“ sage (und damit beweise, daß sie den gesunden Menschenverstand bewahrt habe!). Von Begründung dieser plumpen Behauptungen keine Spur! Es ist einfach so! Hätte er gesagt: „In der Schweiz sagt man „der Spital“ oder „Wir Schweizer sagen „der Spital“, so hätte man das gelten lassen können in dem Sinne: In der Mundart sprechen wir so; viele Schweizer, die nur die Volksschule besucht haben, und der Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung“ schreiben auch so. Aber das Wort Schweizer ist ihm nicht feierlich genug für den Anlaß; aus dem Wortschatz der Schützenfestredner holt er sich den „Eidgenossen“ („Schützt das Haus!“), und damit ja jeder wisse, was er zu tun habe, wenn er nicht in den Geruch des Hochverrats kommen will, verkündet er großartig den Lehrsatz: „Jeder Eidgenosse sagt der Spital“. — Heil dir, Helvetia! Hast noch der Söhne ja, wie sie St. Jakob sah — zwar die sagten noch: Siechenhaus! Zu diesem Wort können wir nicht wohl zurückkehren; denn wir verbinden damit die Vorstellung einer ansteckenden und un-